

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 17 (1941)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Millionen in Gefahr [Fortsetzung]  
**Autor:** Wiegand, Carl Friedrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-751515>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Millionen im Gefahr

ROMAN VON  
CARL FRIEDRICH WIEGAND

8. Fortsetzung

Und sie erzählte von der Fahrt auf dem Meere, durch den Nordseekanal, den Amsterdamer Hafen, auf der Zuideroede, von der Insel Marken und der schönen Heimfahrt... Plötzlich unterbrach sie sich:

«Willst du den Brief meines Vaters lesen?»

Frederik zögerte, den Brief entgegenzunehmen.

«Willst du mir nicht seinen Inhalt mitteilen? Deinen traurigen Augen nach zu urteilen, schreibt er nichts Gutes.»

«Er schreibt, wenn ich meine Aufgabe als erfüllt betrachten könnte, möge ich heimfahren!»

«Hast du ihm geschrieben, daß du aus der Klinik ausgetreten bist und nun hier meine Pflege übernommen hast?»

«Ich habe ihm alles geschrieben, aber ich habe ihm nicht geschrieben, daß du meine Pflege entbehren könntest; denn das weiß ich doch selbst nicht. Auch Professor Horstmoor vermag das nicht sicher zu sagen. Diese Nachricht muß ihm von anderer Seite zugekommen sein. Wer meinem Vater diese Auskunft erteilt hat, steht nicht in dem Brief.»

«Bitte, gib mir den Brief!» bat Frederik aufgeregt.

Er las ihn und sagte:

«Ich werde sofort an Horstmoor und deinen Vater schreiben!»

Am folgenden Morgen atmete der Himmel Erlösung. Das Meer lag in wiedem Frieden, wie in Erinnerung an überstandene Gefahren.

Frederik hatte Jan Boom beauftragt, ihm einen andern Platz am Hang der Steildüne zu suchen, da er nicht durch Besucher belästigt sein wolle — und sie blieben mehrere Tage unentdeckt.

Sie lagen in ihren Badekleidern im heißen Sande, ließen sich vom Salzwind röten, von der Sonne bräunen und freuten sich des Alleinseins.

In den folgenden Wochen wechselten sie ihre Ruheplätze, um der Neugier der Verwandten zu entrinnen, und suchten die Einsamkeit von «Sampali» auf, wo sie Frau Aleyda Torning besuchte und ihnen die Nachricht brachte, daß Requina angekommen sei, im «Hotel Marina» wohne und täglich auf den gepflasterten Promennen spaziere.

Unerwiderrstlich zog es Tilde zum Strand, zu dem Ausblick in die Ferne.

Horstmoor hatte entschieden, daß sein Patient am Meer bleibe solle, wenn anders er nicht vorzöge, in die Klinik zurückzukommen, da er noch mehrere Wochen unter ärztlicher Kontrolle und sachgemäßer Pflege bleiben müsse. Er schrieb launig, er rate zum Meerenthal, damit Herr von Monaeert überzeugt sein könne, daß er in erster Linie ein Arzt seiner Patienten und nicht seiner Börse sei. Auf alle Fälle aber sei größte Vorsicht auch fernerhin zu beachten und den Weisungen, die Fräulein Waldhard von ihm empfangen habe, strikte nachzuhalten.

Es waren die glücklichsten Wochen, die Frederik und Tilde miteinander verlebten, als er, bei wachsender Kraft, von der jungen Aerztein geführt, die ersten Gänge ins Meer tat. Anfangs noch gefangen von Schwundgeföhnen und völlig unsicher im tragenden Wasser, erholt sich der leicht Ermüdeten von der ungewohnten Bewegung des Wellenschlags durch tieferen Schlaf in der Sonne der Dünen und gewann, vom Winde erweckt, größere Stärkung und erneuten Unternehmungsgeist.

Eine besondere Freude war es beiden, wenn Toon Wouters mit den Pferden, die er täglich bewegen mußte, an der Brandung vorüberkam. Er führte an der Longe stets ein zweites Pferd und, wenn er die Statue «Pheno» ritt, das Fohlen «Jilo» zum Entzücken aller Kinder.

Eines Tages, als Toon den «Pirano» bewegte und Frederiks Schicksalspferd «Mericlo» an der Longe führte, warf Tilde übermütig den Bademantel ab, sprang den Abhang hinunter und frug, bei den Pferden angekommen, zu Frederik hinauf:

«Darf ich?» und deutete auf «Mericlo».

Frederik, der sie nicht zurückhalten und ihr keine Bitte abschlagen konnte, nickte.

Toon Wouters, der sich flink aus dem Sattel geworfen hatte, machte in Kniebeuge aus seinen beiden Händen einen Steigbügel und hob Tilde, die gewandt das Bein über die Kuppe des Pferdes warf, auf den ungesattelten Rücken...

Copyright by Huber & Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld

ließ, wie wenn ein grober Stiefel in einen ruhenden Ameisenhaufen gefahren wäre.

Diese ungewohnte Aufregung hatte das erneute Auftreten Hazenbroogs verursacht.

Das Handelsblad und andere namhafte Handels-Zeitungen hatten die ersten Berichte über die frühherbstlichen Tabakeinschreibungen gebracht, über die lebhafte Nachfrage, über die großen Umsätze, die amerikanischen Ankäufe mächtiger Stapel, über die erzielten Preise und die noch nie dagewesene Hause der Tabak-Aktien.

Viele vermögende Leute, auch Agenten, Makler und Bankiers, die ein wenig Seeluft schnappen wollten, ehe die Hatz des Börsenbetriebs sie wieder zur Ruhelosigkeit verurteilte, reisten ab. Auch die Verwandten Frederiks von Monaeert verließen sämtlich Zandoort, ohne daß Frederik sich dies erklären konnte.

Die große Tabakerne aus Niederländisch-Indien war Ende August im Hafen Amsterdams eingetroffen.

Alle Tabakunternehmungen, die großen, die kleineren und kleinsten, hatten in einem Kampfe um den Schiffsräum sich bemüht, ihre Vorräte so früh als möglich zu verfrachten, um dabei zu sein, wenn die aussichtsvolle amerikanische Spekulation auf der Tabakkörse in Frascati ihren Höhepunkt und Schlussakt erlebte.

Die Tabakpreise, die im Laufe des Jahres bei den früheren Einschreibungen erzielt worden waren, wurden überboten. Sie verzeichneten Rekordhöhen.

Auch die Reeder hatten ein gutes Geschäft gemacht.

Hazenbroog, der seit Mitte August wieder in Holland weilte und sechs Dampfer gehartet hatte, auf die der Tabak aus den kleineren Transportschiffen umgeladen werden mußte, war, wenn er auf der Börse nichts zu tun hatte, stets im Hafen zu finden. Seine künstliche Ruhe, die er sonst zur Schau trug, war dahin.

In allen Tabak-Lagerhäusern hörte man seine fertige Stimme, stolperte der Schwerbewegliche herum.

Es war ihm eine Lust, die gewaltigen Stapel anzusehen, die in hellgelben glänzenden Katjan eingehäuteten großen Tabakkäbeln, sauber geordnet, nach Herkunft, Pflanzung und Unternehmung, hoch gesetzt, die Räume bis zum Dach füllend.

Starrhenius war dagegen nicht aus der Fassung zu bringen. Die Zeichnungen auf die kleinen Anteile der Tobacco Comp. Ltd. hatten in der letzten Zeit derart zugemommen, daß er sie schließen ließ.

Am 9. September kam Derk nach Zandoort und berichtete, was Frederik nicht glauben wollte, daß unter dem Einfluß Pietjan Pleuzers fast alle seine Geschwister an der Spekulation Hazenbroogs beteiligt seien.

Gostowe Pleutzer, Noor, die Gattin Derks, und Tacohayo hätten bei Starrhenius gezeichnet, und Tacohayo, der eine für seine Verhältnisse erstaunliche Summe angelegt, habe zu diesem Zwecke gute Wertpapiere abgestoßen und den Preis dafür so limitiert, daß sie Käufer finden müssten, um — koste es, was es wolle — über bares Geld verfügen zu können.

«Sind die Tabakschiffe schon ausgelaufen?» fragte Frederik, dem Schweiß auf die Stirne trat.

«Eben nicht!» sagte Derk. «Die Schiffe werden erst freigegeben, wenn Hazenbroog allen seinen Verpflichtungen nachgekommen ist.»

Die Hauptursache der Verzögerung für die Abfahrt aber sei, daß Hazenbroog auch noch die letzten Einschreibungen, die am siebten, acht und neunten September stattfanden, abwarten wolle.

«Welcher Tag gilt als der äußerste Termin für die Ausfahrt der Tabakschiffe?» fragte Frederik.

«Wenn der letzte Dampfer am 12. September hier die Anker lichtet, hofft man zur rechten Zeit drüben zu sein!»

Tilde bemerkte mit Unruhe, wie alle diese Nachrichten ungünstig auf Frederik wirkten und schlug deshalb vor, die Einsiedelei «Sampali» aufzusuchen, wo man nicht so leicht zu finden war.

Jedoch, als sie das Hotel verließen, kam ihnen die Haushälterin, die Frederiks Besitzung im West-Einde Amsterdams verwaltete und eben mit dem Zug eingetroffen war, atemlos und aufgeregt entgegen und teilte ihm mit, daß, während sie in der Stadt Besorgungen gemacht habe, in seine Villa eingebrochen worden sei. In dem Arbeitszimmer des Herrn seien alle Schreibtäfelchen erbrochen worden. Geld und Geldschriften seien unbefürt geblieben. Auf Wertgegenstände habe es der Einbrecher also, soweit sie es beurteilen könne, weniger abgesehen gehabt, dagegen alle Akten, Photos, Andenken und Briefe durchreinigen gewußt.

Da entschloß sich Frederik, mit dem nächsten Zuge nach Amsterdam zu fahren, um zum Rechten zu sehen.

«Wann haben Sie die Polizei benachrichtigt?»

«Nod in der gleichen Stunde, als ich den Einbruch entdeckte.»

«Bis zum Abend bin ich wieder hier», sagte er zu Tilde.

Aber Tilde wollte Frederik nicht allein fahren lassen. Sie gingen beide zur Bahn.

Das Haus im West-Einde stand unter polizeilicher Bewachung. Nur in Gegenwart der Sicherheitsbeamten

(Fortsetzung Seite 132)

# UNTERWEGS

Besinnliches von Manesse

## Frühlingsputze und Erziehung

In einem rechten Haushalt herrscht Sauberkeit: ein bißchen wird von Tag zu Tag dafür getan, etwas mehr von Woche zu Woche, aber das Hauptreinemachen vollzieht sich bei der Frühlingsputze, alle Jahre wieder... Dann stehen die Stühle nicht nur, wie gewöhnlich Freitags oder Samstags, alle Viere nach oben, auf dem Kopf, sie werden hinausgetragen, alle Ecken der Stube sind ausgeräumt, alle Kisten und Kästen entleeren sich, der Staubsauger heult tagelang, es riecht nach frisch aufgezogenen Gängen und Wische — der Dämon der Reinlichkeit wirft sich über die Wohnung. Vorhänge werden gewaschen und lassen die Fenster zwei Tage lang nackt und kalt erscheinen, und statt der Bilder an den Wänden sieht man das unverblümte Tapetenmuster fremd und unbehaglich auf einen niederstarren. Aber man fühlt sich, wenn vielleicht auch ingrimig. Man weiß: Sauberkeit, Reinlichkeit muß sein, und schließlich ist man sogar bereit, sich dankbar zu ergeben. Wie furchtbar wäre es, wenn diese Prozedur jeden Monat erfolgte!

Vieelleicht ergibt man sich auch in das Unabwendbare, weil man einsieht, daß es nötig ist, und mit Freuden mit einem verloren geglauften, besonders lieben Bleistift oder Kragenknopf, der einmal hinter die Polsterung des Sofas gerutscht sein muß, Wiederschafft kann, und weil einem das Heim neu geschenkt vorkommt. Das wäre ganz in der Ordnung und zeigte von einem gesunden Lebensgrundsatze — man soll sich ja wirklich bemühen, in allem Unangenehmen, das uns der Lauf der Tage bringt, auch etwas Erfreuliches zu sehen oder es wenigstens gelassen zu tragen. Fangen wir nämlich einmal an, uns durch den Kleinkram beunruhigen zu lassen, so werden wir bald aus der Verdrossenheit nicht mehr herauskommen und allenthalben unterlegen.

Aber was in einem rechten Haushalt am Platze ist, braucht darum noch lange nicht anderen Lebensverhältnissen angemessen zu sein. Auch das Kind ist eine Art Behausung, in der sich immer wieder dies und das ansammelt, das nicht hineingehörte, und der Gedanke kann sich einem nahelegen, es auch hier, wenn die Zeit erfüllt ist, mit einem großen Reinemachen zu versuchen und wieder einmal sauberen Tisch zu machen. Man liest und hört von einzelnen Fällen, wo ein Kind regelmäßig alle Wochen oder alle Monate ausgeprägt wurde: für die Untaten, die nicht ausgekommen waren und nicht auf der Stelle hatten gesühnt werden können. Und die Erzieher, die so vorgingen, hatten das Gefühl, damit dem Kind eine Art von seelischer Blutreinigungskur angedeihen zu lassen.

Sie gemahnen an Leute, die bei der Frühlingsputze nur einen mächtigen Staubwirbel veranstalten: der Unrat kommt schon in Bewegung, aber er verlagert sich bloß und findet vielleicht noch verborgene Winkel, wo er sich festsetzen kann, wirklich weggeschafft wird er nicht. Wirklich wegschaffen läßt er sich beim Kinde auch nicht — wenigstens nicht durch fremde Hände. Wenn in uns etwas nicht in Ordnung ist, müssen wir schon selber zum Rechten sehen. Wir können Hilfe anrufen, wir können uns helfen lassen — das Entscheidende müssen wir selber tun, und beim Kinde verhält es sich

nicht anders. Zum Glück, wird man sagen, sind jene Quartalsreicher auch seltene Ausnahmefälle, Abnormitäten, und wir können über sie hinweg und zur Tagesordnung gehen.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Einspruch erheben muß. Jene Quartalsreicher und seelischen Frühlingsputzer sind allerdings, wo sie in Reinkultur vorkommen, Ausnahmefälle, aber Anwandlungen in dieser Richtung haben wir alle. Wir verfallen immer wieder der Auffassung, zu erziehen sei ein Geschäft, das sich durch »Maßnahmen«, die wir treffen, erledigen lasse, und in immer neuen Anläufen suchen wir dieser Pflicht zu genügen. Man sieht es manchmal geradezu, wie Erzieher, wenn sie an ihr Geschäft gehen, die Hemdärme hochkrepeln — das ist natürlich im Bild gesprochen. Aber kennt niemand die Szene, da der Erzieher (zum zweiten Male!) im Brustton der Überzeugung verkündet, daß es so nicht weitergehen könne, daß es «von jetzt an» anders werden müsse? Und in wievielen Prozessen der Fälle setzt sich wohl ein solcher Vorsatz endgültig durch? Sind es zehn?

Schwierige Sache, daß wir die Erziehung niemals erledigen können wie die endliche Niederschrift eines lange fälligen Briefes oder die schließliche Begleichung einer unbezahlten Rechnung. Daß die Erziehung (von außerordentlichen Fällen sei ich ab) keine Maßnahmen verlangt, sondern das rechte Leben, die stille Fürsorge und Vorsorge, die stete Hilfsbereitschaft, den Opferwillen im kleinen. Es geht weniger darum, Leben, Gesundheit, hart erarbeitetes Geld an die Kinder zu geben, als ihnen eine Viertelstunde unserer Zeit gutwillig und gutmütig zu opfern, an ihrem Leben gütig teilzunehmen, sie an unserem Leben teilhaben zu lassen. Es geht weniger um die Veranstaltung von Festen und Ausflügen, als um die Stetigkeit, mit der man, von allem Anfang an, für sein Kind da ist.

Ich rufe die Erinnerung eines jeden an vergangene Kindertage auf und an die Rolle, die ein guter Vater, eine gute Mutter darin spielten. Die innere Verbundenheit mit den Eltern gab uns des Lebens Richtung und später, auch wenn sie lange schon dahingegangen waren, in besonderen Notlagen den Halt. Kaum sind es besondere erzieherische Maßnahmen gewesen, die so nachwirkten, sondern es war das Leben, das sie gelehrt haben, und das wir weitertragen. Es war die reine Luft, die in ihrem, in unserem Hause herrschte und die wir spürten und atmeten tagaus, tagein. Diese reine Luft hatte eine desinfizierende Kraft: was Übleies von außen kam, fand keine Heimstätte oder wurde gleich wieder verzehrt, wie schädliche Eindringlinge vom gesunden Blut besiegt wurden. Schwierige Sache, wieviel das Wenige, das zur guten Erziehung gehört, vom Erzieher verlangt. Nicht irgendwelche besonderen Anstrengungen und Maßnahmen, sondern nur das Bemühen, als guter Mensch für die Seinen da zu sein. Nur ein Bemühen soll es sein, da wir ja doch zur Vollkommenheit nicht taugen, aber allerdings: ein ehrliches Bemühen. Und, nicht wahr — keine Frühlingsputze.

(Fortsetzung von Seite 130)  
durfte Frederik sein Arbeitszimmer betreten. Er hatte alles so vorgefundet, wie es die Haushälterin ihm geschildert hatte.

Rechtsanwalt Dr. Roelof Gildewart, den Frederik und Tilde alsbald aufsuchten, sagte, kalt lächelnd:

«Der intellektuelle Urheber des Einbruchs ist Frau Requinna von Monaert. Mit ihrem Einverständnis hat der Anwalt der Gegenpartei sogenannte „Privatdetektive“ gedungen, um aus Spitzbubenhanden Material gegen Sie in die Hand zu bekommen.»

Er sagte dies wegwerfend und mit der Sicherheit, als läge der Tatbestand der Untersuchung schon fest. Als Frederik aus Billigkeit einen Einwand versuchte, schnitt ihm Dr. Gildewart das Wort ab:

«Schluß damit, Herr van Monaert! Meine Geduld ist zu Ende! Hoffentlich auch die Ihre! Ein Gegner, der solche Mittel anwendet, ist ein Rabulist, kein Rechtsanwalt! Eine Frau die solche Mittel gestattet oder anregt, verdient keine Rücksichten.»

Frederik fühlte die großen Augen Tildes auf sich gerichtet. Er wagte es nicht, sie anzusehen.

«Der Termin Ihres Scheidungsprozesses, Herr van Monaert, ist vom Gericht auf den 25. September dieses Jahres angesetzt worden», sagte Dr. Gildewart. «Ich ersuche Sie dringend, mir jetzt freie Hand zu geben!»

«Tun Sie, was Sie für nötig erachten!»

metergroßen Zementblöcken hoch aufgemauerte, sieben Meter breite Pier an zwei Stellen zusammengebrochen.

Die Tabakdampfer, die nun zur Abfahrt bereitstanden, seien wegen des Unwetters zurückgehalten worden.

Nun aber war keine Zeit zu verlieren!

Als der Sturm ein wenig abflaute, befahl die Reederei die Aufsicht der Schiffe, denen man gutes Wetter und gute Fahrt wünschen mußte, wenn sie noch zur rechten Zeit ankommen sollten.

Eine große, interessierte Menschenmenge wartete auf das Auslaufen des ersten Schiffes.

Mit dem Dampfer »Spaardam« an der Spitze, der auf Wunsch Hazenbrogs über die Toppen geflaggt hatte, setzte sich, in gehörigen Abständen, der Zug der Tabakschiffe in Bewegung, hinaus zu Meer.

Die teure Fracht war gut durch den Nordseekanal und die Schleusen gelöst worden.

Im Außenhafen machten die Schiffe eigenen Dampfauf.

Die »Spaardam« hatte schon den Ausgang zwischen den Pieren erreicht, als sie plötzlich warnend das Nebelhorn spielen ließ und zwei ballonartige Kugeln am Signalmast hißte, die für jeden Seemann die Bedeutung haben: Halt! Ich bin nicht bewegungsfähig!

Dort, wo sich die beiden Piere am meisten näherten, also in der engen Durchfahrt, war die »Spaardam« im Sande, den die Sturmflut vor dem Eingang aufgebaut hatte, festgefahren.

Das Manövriren, loszukommen, half nichts. Ja, das Schiff geriet noch tiefer in die Sandbank hinein, drehte sich seitlich vom Winde ab, stand Richtung Ost-Nordost und versperrte derart den Eingang, daß weder ein anderes Schiff auszulaufen, noch ein ankommendes passieren konnte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, durch Stromversetzung oder Winddruck die »Spaardam« zu rammen oder selbst auf den Pier geworfen zu werden.

Kleinere und größere Schlepper, die man aus dem Hafen Amsterdams requirierte und nach wenigen Stunden zur Verfügung hatte, versuchten, die »Spaardam« achteraus wieder in Fahrt zu bringen.

Allein vergebens.

Man hatte Baggerschänen sofort nach Ymuiden beordert, allein sie konnten ihre Aufgabe nicht erfüllen, weil an der wichtigsten Stelle die »Spaardam« auf dem Grund festsaß.

Hatte die durch das Unwetter verspätete Aufsicht der Tabakschiffe schon Unruhe an der Börse verursacht — jetzt gerieten alle Interessenten in Aufregung.

Die Zeitungen berichteten anfangs sachlich über das Mißgeschick, in Ueberschriften wie: »Der Hafen von Ymuiden durch eine Sandbank gesperrt.« Oder: »Die »Spaardam« am Hafeneingang aufgelaufen.« Oder: »Die Aufsicht der Hazenbrogschen Tabakschiffe unmöglich.«

Am zweiten Tag lautete der Bericht kritischer. Man schrieb unter der Schlagzeile: »Millionen in Gefahr!«

Am dritten Morgen wählte ein Hetzblatt das Stichwort: »Wer auf Starrhenius vertraut, hat auf Sand gebaut!«

Die Nachricht vom Auflaufen der »Spaardam« tauchte, durch Kabel gemeldet, auch in der New-Yorker Presse auf, wo sie sensationell aufgemacht wurde, größte Spannung und Unruhe erzeugte, von den Gegnern Hazenbrogs mit Freude begrüßt, von seinen Schicksalsgenossen mit Beklemmung gelesen wurde.

Die Initianten der Mac-Kinley-Bill triumphierten offen und nahmen die Gelegenheit wahr, der Regierung in Washington deutlich zu empfehlen: den Termin für die Inkraftsetzung der Bill, wie sie ihn schon vor Monaten in Aussicht genommen habe, auf den ersten Oktober mittags zwölf Uhr endgültig festzusetzen.

Als am zweiten Tage immer noch das Schiff festlag, entschloß sich Hazenbroig zum Auferstehen. Er hatte vorher keine Ausgaben gescheut, jetzt war er zu jedem Opfer bereit! Auf den Rat von Starrhenius, der ihm diese Chance vermittelte, entschloß er sich, neun große Ozeandampfer, die in Rotterdam lagen und ihre Bereitschaft zur Hilfe erklärt hatten, nach Ymuiden kommen zu lassen.

Am Spätnachmittag des zweiten Tages kamen sie an, und in der Nacht und im Laufe des dritten Tages brachten sie es, mit gemeinsamer übermenschlicher Anstrengung, nach mühseligster Arbeit zustande, bei hohem Seegang die »Spaardam« abzuschleppen.

Als Frederik die Zeitungen gelesen hatte, nahmen ihn die Ereignisse derart gefangen, daß ihn, während draußen der Sturm tobte, nichts mehr in seinen vier Wänden zu halten vermochte. Er bat Tilde, ihn nach Ymuiden zu führen. Wenn er nicht mehr weiterkäme, sagte er, könnten sie abends von Ymuiden über Amsterdam die Bahn zur Heimfahrt benutzen.

Auf dieses Versprechen hin sagte sie um so lieber zu, als sie selbst darauf brannte, die Macht des Sturmes im Freien zu erleben.

Die Fenster klirrten, Türen ratterten und flogen knallend zu, das Haus erzitterte. Losgerissene Bretter und Dachziegel flogen durch die Luft. Der Sturm schrie sich heiser in den Telegraphendrähten. (Fortsetzung folgt)